

SÜDWESTRUNDFUNK SWR2 Aula - Manuskriptdienst

Kommunikation ohne Worte. Nonverbale Botschaften im Alltag

Autor: Dr. Joachim Bensel

Redaktion: Ralf Caspary

Sendung: Sonntag, 19. Oktober 2003, 8.30 Uhr, SWR 2

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

„Ich ging spazieren mit zwei Freunden. Da sank die Sonne. Auf einmal ward der Himmel rot wie Blut, und ich fühlte einen Hauch von Wehmut. Ich stand still am Geländer. Über dem blau-schwarzen Fjord und über der Stadt lag der Himmel wie Blut und Feuerzungen. Meine Freunde gingen weiter, und ich stand allein vor Angst, bebend vor Angst. Mir war, als ginge ein mächtiger, unendlicher Schrei durch die Natur.“ (Edvard Munch, 27. August 1892)

Wer einmal das Bild „der Schrei“ von Edvard Munch gesehen hat, dem geht es nicht mehr aus dem Kopf. Munchs malerisches Werk bedarf keiner Interpretation oder Erklärung, es spricht den Betrachter unmittelbar an, da es zum Ausdruck existenzieller Angst des modernen Menschen schlechthin geworden ist. Die Menschen auf den Bildern von Edvard Munch sprechen und bewegen sich nicht und trotzdem sagen sie uns viel.

Wir begegnen in Munchs Bildern der nonverbalen, d. h. der nichtsprachlichen Kommunikation. Es geht um Informationsübertragung, das Senden und Empfangen von Signalen. Nicht um den offensichtlichen Dialog, sondern um das, was zwischen den Zeilen passiert, wenn gesprochen wird und auch wenn nicht gesprochen wird.

Wir neigen in unserer Gegenwartszentriertheit dazu zu vergessen, was für ein relativ neues Produkt die Sprache eigentlich ist. Ihre Wurzeln reichen höchstens 100.000 Jahre zurück. Das ist vergleichsweise wenig, wenn man bedenkt, dass der Urmensch bereits vor mindestens 2,5 Millionen Jahren auftauchte. Merritt Ruhlen, ein amerikanischer Sprachwissenschaftler, glaubt zu wissen, welches Wort das erste gewesen sein mag. Nämlich „tik“. Mit dieser Silbe könnte der prähistorische Mensch seine Finger bezeichnet haben. Dieses Wort ist wahrscheinlich die Urform aus dem im Laufe der Jahrtausende u. a. das lateinische digitus (Finger) und die deutschen Begriffe „Zeh“, „zeigen“ und „Zeichen“ hervor gegangen sind. Diese Begriffe deuten gleichzeitig schon an, wie Sprache entstanden sein könnte. Eine Weiterentwicklung

des Gehirns ermöglichte es unseren Vorfahren, gewissen Gebärden und Lauten eine Bedeutung zuzuordnen und so eine primitive Sprache zu entwickeln.

Aber ist Sprache denn wirklich essentiell für Verständigung, für Kommunikation? Auch sprachlose Tiere können sich gut verständigen, wenn es sein muss über zahllose Kilometer hinweg. Elefanten in der afrikanischen Savanne mit tiefen, für uns unhörbaren Infraschalllauten oder Wale im Ozean mit ihrem charakteristischen Gesang.

Aber nicht nur Tiere, auch unsere Vorfahren, die Vor- und Urmenschen mussten sich als sozial lebende Wesen ohne Sprache verständigen können, um die Gruppe zusammen zu halten, um gemeinsam zu jagen, sich vereint gegen Feinde zu verteidigen, um den Sexualpartner zu umwerben, um eine Bindung zwischen Kindern und Eltern knüpfen zu können und vieles mehr.

Sprechen konnten sie wie erwähnt wahrscheinlich erst ab der Entwicklung des homo sapiens, also vor ca. 100.000 Jahren. Davor waren unsere Vorfahren auf das Senden und Empfangen nonverbaler Signale angewiesen.

Die Hauptaufgabe der verbalen Kommunikation ist die Übermittlung sachlicher Inhalte, die Hauptaufgabe der nonverbalen Kommunikation ist die Mitteilung von Launen und Stimmungen.

Manche Signale sind automatisiert, angeboren und werden ohne großes bewusstes Zutun in allen Kulturen verstanden und benutzt. Deutlich wird das zum Beispiel bei einer bestimmten Art menschlicher Gestik, bei den so genannten universellen Emblemen, die weltweit von allen Erdenbürgern verstanden werden, wie z. B. das Drohen mit erhobenem Zeigefinger oder das Achselzucken.

Auf der anderen Seite gibt es wie bei der Wortsprache nonverbale Zeichen, die sich lokal unterscheiden. Im Bereich der Gestik sind dies die so genannten lokalen Embleme, die nur innerhalb bestimmter ethnischer Gruppen eindeutig verstanden werden. Werden diese gestischen Signale zwischen verschiedenen Ethnien ausgetauscht, kann es zu Missverständnissen, mit kleineren oder größeren Folgen kommen. So richteten die Nordeuropäer beim Heranwinken die Handfläche nach oben, Südeuropäer dagegen nach unten. Das sieht für einen Nordeuropäer so aus wie „Geh zurück!“. Diese Verwechslung führte vor einiger Zeit zum tragischen Tod zweier Urlauber. Zwei nordeuropäische Touristen schwammen an einem Mittelmeerstrand aus Versehen in ein militärisches Sperrgebiet hinein. Militärpolizisten sahen sie auf die Küste zu schwimmen und winkten sie zum Verhör an den Strand heran. Die Schwimmer sahen die winkende Geste – mit der Handfläche nach unten – und waren wohl überzeugt, die Patrouille signalisierte ihnen zu verschwinden und machten schleunigst kehrt. Die Soldaten nahmen darauf hin aber an, es handele sich um fliehende Spione und erschossen sie.

Zum Glück sind solche Kommunikationskatastrophen eher die Ausnahme. Die nonverbale Kommunikation sichert sich unter anderem dagegen, indem sie häufig über mehrere Kanäle gleichzeitig sendet.

Auch Feinheiten in der Mimik sind kulturell geprägt. Neue Studien aus Harvard zeigen, dass Menschen verschiedener Kulturkreise grundlegende Gefühle zwar weitgehend mit den gleichen Gesichtsausdrücken koppeln, dennoch bestehen kleine

kaum bewusst wahrnehmbare Unterschiede. Das Ärger- oder Angst-Gesicht eines in den USA aufgewachsenen Japaners weicht leicht von dem eines in Japan groß Eindrucksvoll ist auch eine Nachfolgeuntersuchung von Siegmund Frey. Auch bei dieser hatte er zunächst wieder Politikerclips nach dem üblichen Eigenschaftsprofil einschätzen lassen. Der amerikanische Senator Smith machte auf die Beurteiler einen laschen, undifferenzierten Eindruck. Die ehemalige französische Gesundheitsministerin Barzach wurde als sehr interessant, selbstsicher und attraktiv eingestuft. Der republikanische US-Senator Jesse Helms dagegen als langweilig, arrogant und hässlich. Soweit waren die Ergebnisse wie gehabt, bestimmte nonverbale Signale erzeugen ein Vorurteil beim Empfänger. Frey wollte jedoch eine Hypothese überprüfen, nach der spontane Eindrucksbildung vor allem durch das Bewegungsverhalten einer Person zustande kommt. Zu diesem Zweck erstellte er computeranimierte bewegte Attrappen der Politiker, die äußerlich alle identisch waren und sich nur im Bewegungsablauf unterschieden. Der Bewegungsablauf entsprach 1:1 dem des Originalclips. Und tatsächlich wurden diese mimiklosen Computerattrappen völlig identisch beurteilt, wie die kompletten Originaldarstellungen. Allein das Bewegungsverhalten der Politiker reichte für die Urteilsbildung aus. Nur die Attraktivität von Frau Barzach hatte etwas gelitten. Die Hässlichkeit von Helms dagegen nicht. Er scheint sich einfach unattraktiv zu bewegen.

Dass Bewegungssignale so viel stärker auf den Empfänger wirken als rein statische Körperhaltungen oder Mimiken hatte der Verhaltensbiologe und Nobelpreisträger Konrad Lorenz bereits 1968 erkannt. Vor allem die Gestik und Mimik des Menschen sind die beeindruckendsten im ganzen Tierreich. Die Evolution des aufrechten Gangs hat nicht nur dazu geführt, dass der Urmensch in der Savanne weiter sehen konnte, sein Körper besser gekühlt wurde als auf vier Beinen und er nun in der Lage war, durch seine frei gewordenen Hände Nahrung über weite Strecken zu transportieren, sondern auch, dass sein gestisches Repertoire sich um ein Vielfaches erweitern konnte. 3000 verschiedene Gesten mit Händen und Fingern hat der Primaten- und Menschenforscher Desmond Morris gezählt. Andauernd benutzen wir beim Sprechen unsere Hände als „Taktstock-Gesten“, als Illustratoren, um Worte zu unterstreichen, und signalisieren gleichzeitig dabei unseren Gemütszustand. Diese Illustratoren werden in der Regel weder bewusst ausgeführt noch interpretiert – unsere Aufmerksamkeit gilt der sprachlichen Botschaft. Obwohl uns unbewusst natürlich die Art der Darstellung gefällt oder missfällt, uns beeindruckt oder gleichgültig lässt. Neben der Gestik ist es vor allem unsere Mimik, die zum Ausdruck bringt, wie wir uns gerade fühlen. Bereits die Menschenaffen verfügen über ein reiches Repertoire an Gesichtsausdrücken. Man könnte denken, dass der Mensch mit der Erfindung des Worts an mimischer Ausdrucksfähigkeit gegenüber seinen äffischen Vettern verloren hat. Dem ist aber nicht so. Mit 23 verschiedenen Gesichtsmuskeln, deren Muskelbündel zudem noch teilweise separat bewegt werden können, ist der Mensch dazu in der Lage, theoretisch bis zu 7.000 verschiedene Gesichtsausdrücke zu erzeugen. Kein behaarter Affe kann da mithalten. Weltweit können alle Menschen, egal aus welcher Kultur sie stammen, die Bedeutung eines Gesichtsausdrucks richtig interpretieren, wenn dieser eine der sieben Grundemotionen darstellt. Dem Sozialpartner eindeutig kenntlich zu machen, wie man sich gerade fühlt, scheint ein unschätzbare evolutiver Vorteil gewesen zu sein, der fest in unserem Erbgut verankert ist.

Selbst taubblinde Kinder, die keine Chance in ihrem Leben hatten, die Mimik Anderer nachzuahmen, können eindeutig Freude, Wut, Trauer und die anderen Grundemotionen signalisieren. Mimik ist uns angeboren, Feinheiten, wie z. B. ein süffisantes Lächeln können wir natürlich bei Bedarf noch in unser Basisrepertoire aufnehmen.

Wir zeigen also Mimik, um den Anderen mitzuteilen, wie wir uns gerade fühlen. Zum Gefühl der Trauer etwa entstand das traurige Gesicht, damit die anderen sehen, dass uns etwas fehlt und sie uns helfen und trösten, wir zeigen Freude, damit unsere Sozialpartner in ihrem Verhalten bestätigt werden und uns weiterhin gut behandeln.

Lächeln ist übrigens nicht einfach nur Ausdruck von Freude, sondern meist ein soziales Signal von Friedfertigkeit und Freundlichkeit: „Ich tue Dir nichts, tue mir bitte auch nichts“. Diese Beschwichtigungsgeste zeigen bereits die höheren Affen als so genanntes Furchtgrinsen, um friedfertigen sozialen Kontakt sicher zu stellen. Wir wissen um die Wirkung dieses Signals und setzen es auch mitunter selbst dann ein, wenn uns eigentlich gar nicht zum Lächeln zu Mute ist. Wir machen gute Miene zum bösen Spiel, wenn wir einen offenen Konflikt vermeiden wollen, auch wenn zu unseren Emotionen vielleicht eher eine Mimik der Wut oder der Verachtung passen würde.

Bewusst ausgeführte Bewegungen der Gesichtsmuskulatur sind aber immer mangelhaft, sie erreichen nicht die Leichtigkeit und Perfektion, wie spontane, automatisierte Bewegungen. So kann man bei genauem Hinschauen enthüllen, ob es sich um ein ehrlich gemeintes Lächeln handelt, ein so genanntes Duchenne-Lächeln, benannt nach dem französischen Neurologen und Mimikforscher oder um ein inszeniertes, „Möchtegern-Lächeln“. Dem falschen Lächeln fehlen nämlich die Krähenfüßchen um die Augen, der dafür zuständige Augenringmuskel kann willentlich nicht aktiviert werden.

Um eine Lüge, also eine absichtliche Falschinformation, aufzudecken, sollte man auch sein Augenmerk auf die Stimmlage, also den nonverbalen Anteil beim Sprechen und auf den Körper richten. Lügner sind damit beschäftigt, Mimik und Worte zu kontrollieren, während sie ihrer Körperhaltung wenig Aufmerksamkeit schenken. So nimmt die Anzahl der Illustratoren, der sprachbegleitenden Hand- und Armbewegungen beim Lügen deutlich ab. Der gefühlsmäßige Anteil bei einem vorgetäuschten Verhalten fehlt oder wird unterdrückt und somit auch die Illustratoren. Allerdings kann es auch sein, dass der Sprecher einfach nur traurig oder gelangweilt ist oder der Redner aus dem Norden kommt, wo wesentlich weniger Wert auf die Bewegungsfreude beim Sprechen gelegt wird als im Süden.

Hinweise in den sprachbegleitenden Elementen finden sich ebenfalls. Klingt die Stimme nervös oder ängstlich, spricht der Redner besonders schnell oder besonders langsam und stockend, empfinden dies Zuhörer als unglaubwürdig. Besonders schwer ist das Vortäuschen von Emotionen oder zu lügen, wenn sich Sender und Empfänger gut kennen.

Sie merken schon, es ist gar nicht so einfach, Lügen zu verbergen. Der Grund für diese natürliche Lügensperre ist eigentlich recht einfach: sollte es in einer sozialen Gruppe zu viele Lügner und Betrüger geben, wird der Nutzen einer Lüge vergleichsweise gering gegenüber den Kosten, die dadurch entstehen, dass man selbst andauernd belogen wird. Auch wird die eigene Sozialgruppe durch ständiges

Misstrauen in ihrer Wirksamkeit beeinträchtigt. Solche instabilen Gruppen wären im Lauf der Evolution längst verschwunden.

Natürlich bleibt auch in einer im Prinzip ehrlich kommunizierenden Welt genug Platz für eine gewisse Anzahl von Lügner, die das prinzipielle Vertrauen in die Richtigkeit gesendeter Signale missbrauchen. Solange es nicht zu viele davon gibt, ist das Gleichgewicht zwischen Betrügnern und Ehrlichen, stabil.

Bis jetzt war von Mimik und Gestik als Ausdrucksformen der nonverbalen Kommunikation die Rede. Nun möchte ich den Bereich der sichtbaren Botschaften verlassen und Ihnen neue Forschungsergebnisse aus dem Gebiet der geruchlichen Kommunikation vorstellen. Es geht um den erst seit wenigen Jahren beim Menschen elektronenmikroskopisch nachgewiesenen zweiten Nasensinn. Sitz dieses neu entdeckten 6. Sinns ist das so genannte vomero-nasale Organ. Es befindet sich beidseitig im unteren, vorderen Teil der Nasenscheidewand.

Die geruchliche Wahrnehmung erfolgt nicht wie bei unserem ersten Nasensinn über das bekannte Riechfeld mit seinen Riechzellen und Riechhärchen, sondern über einen eigenständigen winzigen Schleimhautsack, der durch Einstülpung der Nasenschleimhaut gebildet wird. Am hinteren Schlauchende befinden sich Sinneszellen, die Nervenfasern enthalten.

Der Grund für seine späte Entdeckung und gleichzeitig Anlass zur Faszination, ist die Einzigartigkeit seines Verarbeitungsmechanismus. Die aufgenommenen Duftstoffe sind nämlich eher geruchsneutral oder werden gar nicht wahrgenommen. Auch werden sie von unserem Gehirn nicht bewusst verarbeitet. Es handelt sich um Erkennungs- und Sexuallockstoffe, so genannte Pheromone. Die Wirkung von Pheromonen im Tierreich ist Ihnen wahrscheinlich aus der biologischen Schädlingsbekämpfung bekannt. Dort nutzt man sie für Insektenklebefallen, die mit weiblichen Lockstoffen versehen sind, die eine geradezu magnetische Anziehungskraft auf die Männchen ausüben. Mottenmännchen beispielsweise riechen das Angebot für einen blind-date über Kilometer hinweg und fliegen solange in Richtung des weiblichen Pheromons, bis sie der vermeintlichen Liebhaberin buchstäblich auf den Leim gehen.

Ganz so zwangsläufig ist dieser Vorgang beim Menschen natürlich nicht, aber es gibt inzwischen einige Experimente, die zeigen, dass das vomero-nasale Organ auch beim Menschen noch funktioniert. Über die menschlichen Pheromone, auf die es anspricht, weiß man noch nicht allzu viel, aber es ist klar, dass es Nebenprodukte der Sexualhormone sein müssen und über die Haut abgegeben werden. Sie werden möglicherweise beim Flirten vor allem über die Achselhöhlen abgegeben. Vielleicht ist es deswegen beim Tanzen üblich, die Arme zu heben, damit die Lockstoffe sich besser verteilen können. Pheromone sind wahrscheinlich auch am typischen Stallgeruch einer Familie schuld, an dem sich Familienmitglieder gegenseitig erkennen können, auch wenn sie nur ein Kleidungsstück zum Schnuppern vorliegen haben, was sie aber unter vielen fremden Kleidern herausriechen können.

Das faszinierende, für einige vielleicht auch bedrohlich wirkende an diesem 6. Sinn, ist seine Unkontrollierbarkeit. Wir können diesen Sinn, genauso wenig wie den normalen Geruchssinn nach außen abschotten, wir können nicht wegriechen und wir können die unbewusste Beeinflussung, zumindest die emotionale Erstreaktion nicht

verhindern. Vielleicht ist dies der Grund, warum wir in der heutigen Massengesellschaft auch so darum bemüht sind, durch Deos, Parfüm und Körperrasur die Pheromonsignale weitgehend zu maskieren.

Die Wirkung eines Geruchsstoffs auf unseren ersten Nasensinn muss nicht immer in die gleiche Richtung gehen, wie die Wirkung auf den zweiten. Männer produzieren in ihren Hautdrüsen, vor allem im Achselschweiß, so genanntes Androstenol, ein Stoffwechselprodukt des Sexualhormons Testosteron. Androstenol hat einen moschus-, sandelholzartigen Geruch und kann von Frauen in einem Tausendstel der Konzentration wahrgenommen werden, die Männer brauchen, um den Stoff wahrzunehmen. Der Geruch von Androstenol wird von Frauen als angenehm beschrieben, was Männern jedoch wenig nützt, weil Androstenol nur eine kurze Lebensdauer hat und sich unter der Einwirkung von Sauerstoff in Androstenon umwandelt. Androstenon riecht jedoch speziell für Frauennasen nach Urin!

Und jetzt kommt das Paradoxe an der Sache: Dennoch wirkt der typische Männergeruch unbewusst anziehend auf Frauen. In einem Experiment in einer Zahnarztpraxis wurde der unattraktivste Stuhl des Wartezimmers gegenüber der Empfangstheke heimlich mit Androstenon unterhalb der Wahrnehmungsschwelle eingesprüht. Auf den so behandelten Stuhl setzten sich weibliche Patientinnen dreimal häufiger als in einem vorherigen Kontrollversuch ohne Androstenon.

Um diesen Widerspruch aufzuklären, bedarf es noch einiger Geruchsforschung: auf der einen Seite finden Frauen dieses Aroma beim Riechen offensichtlich unangenehm, unbewusst präferieren sie es jedoch. Vielleicht sind es ja die geruchlosen, vom zweiten Nasensinn aufgenommenen Komponenten, die hier attraktiv wirken.

Aus anderen Untersuchungen weiß man, dass der männliche Geruch bei der Frau zyklusstabilisierend wirkt und die Empfängnisbereitschaft erhöht. Die Bedeutung des männlichen Moschusgeruchs zeigt auch die Tatsache, dass die weibliche Nase zum Zeitpunkt des Eisprungs ihre Empfindlichkeit für diesen Duft noch einmal um das hundertfache steigert. Und interessanter Weise wird die negative Einschätzung des Androstenons just zu diesem Zeitpunkt neutralisiert. Die Männer riechen also zu dem Zeitpunkt weniger unangenehm. Analog dazu hat man inzwischen auch weibliche Pheromone im Vaginalsekret der Frau gefunden, so genannte Copuline, deren eher negative Einschätzung durch das männliche Geschlecht sich ebenfalls im fruchtbaren Abschnitt des weiblichen Monatszyklus verringert. Die geruchliche Attraktivität beider Geschlechter scheint also in den fruchtbaren Tagen der Frau erhöht zu sein, was eine alte Ansicht der Biologie revidiert, nach der der weibliche Eisprung dem Menschenmann – anders als seinen Primatenverwandten – verborgen bleibt.

Auch körpersprachliche Signale spielen bei der menschlichen Partnerwahl eine elementare Rolle. Viele Flirt-Ratgeber bieten gerne Patentrezepte zum richtigen nonverbalen Werbeverhalten an, vergleichbar mit einem Menükochbuch. Doch die Realität ist wesentlich komplexer, es gibt keine einfache Gleichung: „Er oder Sie zeigt Signal X und hat deshalb das Interesse Y“. Nichtsprachliche Signale werden erst in der Kombination wirksam, und ihre Entzifferung erfolgt über äußerst komplexe Prozesse. Häufig sind nonverbale Botschaften auch ambivalent, etwa weil sich der Sender selbst über seine Gefühle noch nicht ganz im Klaren ist. Es gibt keine

eindeutigen Flirtsignale! So wie man jemanden schubsen kann, um ihn anzugreifen, um ihn zu necken oder um ihm Anerkennung zu zollen, kann eine Frau sich durchs Haar fahren, weil sie das Bedürfnis hat sich zu putzen, sich selbst zu berühren, ihr die Haare ins Gesicht gefallen sind oder weil sie ihrem Gegenüber signalisieren will: so möchte ich von *dir* berührt werden.

Wir haben zurzeit keineswegs eine vollständige Phänomenologie der nonverbalen Kommunikation zur Verfügung. Es gibt noch nicht einmal ansatzweise einen kompletten nonverbalen Duden. Noch weiter in der Ferne ist ein nonverbales Bedeutungswörterbuch. Was bedeutet es, die Arme vor dem Körper zu verschränken? Was wenn ich mich am Ohrläppchen zupfe? Es wird vielleicht auch nie ein eindeutiges Bedeutungswörterbuch geben. Weil viele Elemente der Körpersprache mehrere Bedeutungen haben können.

Körpersprache lässt sich nur analysieren, wenn man ausreichende Kenntnis über den Sender, seine Eigenheiten und über den Kontext der Situation besitzt. Aussagekräftiger wird die nonverbale Botschaft, wenn man auf den Gesamteindruck achtet, z. B. die Häufigkeit der Bewegungen oder nach anderen Mustern im Verhalten sucht.

So konnte unsere Forschungsgruppe anhand von Beobachtungen in einer Kinderkrippe nachweisen, dass jene Kinder, die bei Ankunft in der Einrichtung sich selbst sehr viel berührten, sich an den Haaren zupften, an den Nägeln kauten, sich auf die Lippe bissen oder andere Automanipulationen zeigten, Schwierigkeiten hatten mit dem Getrenntsein von ihren Eltern. Der Trennungsstress zeigte sich an erhöhten Werten des Stresshormons Cortisol und einer verringerten Spielbereitschaft. Ein einmaliges Haare zupfen ist für sich genommen ein aussageschwaches nonverbales Signal, erst über die uns durch längere Beobachtung zugänglich gewordenen Kontextinformationen und den Häufigkeitsvergleich dieses Verhaltens innerhalb der Kindergruppe wurden zuverlässige wissenschaftliche Aussagen möglich.

Die Beobachtung des nonverbalen Verhaltens konnte hier dazu dienen, Aussagen über den Erregungszustand und das Wohlbefinden der Kleinstkinder zu machen. Wichtig für dieses Alter, in dem die Kinder ähnlich wie unsere Vorfahren noch über keine oder nur geringe sprachliche Mittel verfügen, um über ihre Verfassung Auskunft zu geben. Gerade wenn keine Worte zur Verfügung stehen oder die Wahrheit sich zwischen den Zeilen offenbart, zeigt die Verhaltensbiologie ihre Stärken beim Verständnis menschlichen Verhaltens.

Gestik, Mimik und Intonation sind aber nicht nur für den wissenschaftlichen Beobachter geeignete Hilfsmittel, um ein Kind zu verstehen. Nach dem Neurobiologen Wolf Singer sind sie für das Kind selbst wichtiger Teil kommunikativer Lernprozesse, die wesentlich zur differenzierten Entwicklung kognitiver Funktionen beitragen. Über nicht-sprachliche Kommunikationsprozesse wird den Kindern vermittelt, wie ihre Aktionen und Fragen von ihrem sozialen Umfeld bewertet werden, und diese Informationen scheinen für alle sozialen Lernprozesse von herausragender Bedeutung zu sein. Wenn die Kinder nicht in der Lage sind, diese bewertenden Signale zu dechiffrieren, führt dies zu sozialer Isolation, und in der Folge zu gravierenden Fehlentwicklungen aller höheren kognitiven Funktionen. Die Entwicklung von Autismus wird unter anderem darauf zurück geführt, dass es den

Kindern nicht gelingt, die emotionalen Signale zu entschlüsseln, die ihre Bezugspersonen in ihrer Mimik und Gestik zum Ausdruck bringen.

Singer bemängelt allgemein eine zu späte Förderung der nonverbalen Kommunikation und sieht die Gefahr eines folgenreichen Erfahrungsentzugs. Durch bildnerische, musikalische, mimische, gestische und tänzerische Ausdrucksformen können eben Informationen transportiert werden, die sich in rationaler Sprache nur sehr schwer fassen lassen. Überzeugende Schilderungen widersprüchlicher Stimmungen gelingen nur selten mit Worten allein. Darum kann auch eine noch so gute Bildbeschreibung eines Gemäldes von Edvard Munch den Anblick des Originals nicht ersetzen.
